

Gegen die Unrast der Zeit

Von FRANZ HILLIG S.J.

Man hat wahrhaftig nicht das Gefühl, etwas unerhört Neues zu sagen, wenn man als Stigma unserer Zeit den Lärm und die Hetze anprangert. Alle Menschen, wenigstens unserer westlichen Welt, sind sich darin einig. Die Armbanduhr an unserem linken Handgelenk ist zu einem Sklavenzeichen geworden; und mag der Begriff der Managerkrankheit auch wissenschaftlich umstritten sein, er trifft dennoch ins Schwarze. Die wenigsten von uns sind Generaldirektoren, Abgeordnete oder Ministerpräsidenten; trotzdem leiden wir alle auf unsere Weise an diesem Zeitübel, das die Soziologen und Seelsorger nicht minder angeht als die Ärzte und Psychologen. Wie sagte doch neulich ein Großstadtarzt und Hochschuldozent: „Wir leben nicht mehr, wir werden gelebt“? Wir haben keine Zeit, wir haben keine Ruhe. Wir leiden an „Angina temporis.“¹ Ja, wir verstehen nicht einmal mehr, wenn wir wirklich ein paar freie Tage haben, auszuspannen. So sehr sind wir der Unrast und dem Betrieb verfallen. Der arme, nervlich verbrauchte, seelisch ausgelaugte Mensch, den die Büros und Maschinenhallen ausspeien, wird nirgends von einer Oase wahren Friedens aufgenommen: er kommt müde heim oder stürzt sich in den „Vergnügungsbetrieb“, er fällt der „Vergnügungsindustrie“ in die Hände, wie die bezeichnenden Ausdrücke lauten. Sein Geld wird ihm abgenommen. Was er dafür eintauscht, ist ein Taumel, eine ungesunde, gewaltsame Aufputschung der Nerven, kein Friede und keine Befriedung.

So hängen die Genußsucht und die Rastlosigkeit, vor denen Dr. Adenauer in seiner Weihnachtsbotschaft 1955 unser Volk gewarnt hat, eng zusammen. Überall stoßen wir auf das „Übertriebene und Übersteigerte“, auf das er dabei ebenfalls hinwies. Der Rhythmus des Lebens wächst uns über den Kopf. Alles ist zu groß und intensiv geworden. Der einzelne steht hilflos und mit dem Gefühl der Vereinsamung technischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Mammutgebilden gegenüber, die ihn einfach erdrücken.

Während die Menschheit Jahrtausende lang ein Leben führte, dessen

¹ Die Formulierung stammt von Professor Dr. Ing. Erwin Bramesfeld. Unter demselben Titel „Angina temporis“ haben Dr. rer. pol. Jürgen Eick und Dr. phil. Dr. med. Kurt Gauger ein ansprechendes Büchlein herausgegeben: Untertitel: „Zeitnot, die Krankheit unserer Tage“ (78 S.) Düsseldorf 1955, Droste-Verlag, Brosch. DM 3.20. Der Inhalt ist mit folgenden Stichworten umrissen: Die Tyrannis der Schaffer. Keine Zeit aus Angst vor Freizeit. Keine Zeit aus Existenzangst. Keine Zeit infolge schlechter Arbeitsorganisation. Arbeitslust und Arbeitslast. Ärgern und Sichärgern, Ängstigen und Sichängstigen und „entsprechende“ Schilddrüsen-, Leber-, Herz- und Nierenerkrankungen. Managerkrankheit. Heilungsmöglichkeiten. Von uns zitiert „Angina temporis“.

Rhythmus im wesentlichen bestimmt wurde durch den Atem der Brust, durch den Schritt der Zug- und Reittiere und die Kraft des Windes, den das Segel auffing, haben wir heute den Eindruck, daß im Innern des Menschengetriebes ein unmenschlicher Motor mit unheimlichen, unfäßbaren Umdrehungszahlen steht. Das Ganze gleicht einer riesigen Maschine, in der der Mensch ein herumgewirbeltes Rädchen ist, dem Hören und Sehen vergeht, das geistig und körperlich an diesem Tempo zerbricht und dem die Konstrukteure kalt lächelnd erklären, die Spezies Mensch sei halt den Anforderungen der Überschallgeschwindigkeit nicht gewachsen. Tatsächlich ist der Mensch eine Fehlkonstruktion, wenn die rasende Maschine zur Norm und Mitte des Lebens erklärt wird. So viel zur Diagnose. Doch viel wichtiger ist die Frage: Kann man denn gar nichts dagegen tun?

Ablehnung romantischer Gedankengänge

Eines muß gesagt werden: alle Proteste gegen das Maschinenzeitalter sind machtlos. Keinem wird es gelingen, die Maschine totzuschlagen. Niemand wird den Händen des Menschen das Auto und das Flugzeug entwenden. Der Gänsekiel und die Pferdekutsche der Goethezeit kehren nie wieder. Wohl mag es noch das eine oder andere Original geben, das grundsätzlich zu Fuß geht und seine sämtliche Post mit der Hand erledigt; aber diese Originale sterben aus. Und dürfte ein vernünftiger Psychologe oder Erzieher die Menschen im Ernst auf ein solches „Ideal“ hin bilden? Derartige Anachronismen sind zur Unfruchtbarkeit und zur Lächerlichkeit verurteilt. Ernst Jünger schreibt in seinem „Sanduhrbuch“, durch dessen sämtliche Seiten sich die Auseinandersetzung mit unserem Problem wie ein stetes, schmerzliches Ticken hindurchzieht: „Am Unausweichlichen der Entwicklung kann kein Zweifel sein. Wir fahren auf festem Geleise mit großer Geschwindigkeit dahin. Wer aussteigt, bricht sich noch sicherer den Hals als seine Mitfahrer“ (S. 184).

Es wäre sinnlos und bedauerlich, wenn wir die Energie, die wir für den Kampf gegen die Unrast unserer Zeit brauchen, in einem fruchtlosen Kampf für utopische Ziele vergeudeten. Ein „neues Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung“ kann „nur im Durchschreiten der gefährlichen Zonen erreicht werden“ (E. Jünger). Ja, man muß sogar sagen, statt sich in einem sturen und nutzlosen Protest gegen die Entwicklung zu sperren und z. B. durch Nichtbeachtung der Verkehrsvorschriften sich und andere zu gefährden und die Verwirrung nur noch zu steigern, gibt es im Gegenteil eine erste Freiheit, die in der möglichsten Beherrschung der Handgriffe und Reflexe besteht. Die Techniker erwarten in der Tat manche Hilfe aus einer noch größeren Perfektion der Technik (wie z. B. die Schall-Ingenieure dem Lärm wirksam entgegenarbeiten) und die Pädagogen und Soziologen aus der größeren Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der kommende Generationen sich der technischen Mittel bedienen werden.

Aber dieses alles vorausgesetzt, bleibt doch das ernste Problem bestehen, wie wir es verhindern, daß die Maschine Geist und Freiheit tötet und die per-

sonale Würde des Menschen knechtet; und wie wir es anstellen können, um die wachsende Unrast einzudämmen und sie zu beherrschen. „Gott hat uns die Kraft dazu gegeben“ hat der Bundeskanzler versichert. Das ist ein Wort, das uns aufhören lassen sollte. Gewiß gilt allgemein: alles, was wir für den Geist, für die richtig verstandene Freiheit und für die Behauptung und Entfaltung des Persönlichen in dieser nivellierenden und versklavenden Maschinenwelt tun, wirkt sich als Überwindung der Maschine und ihrer Unrast aus. Doch das klingt noch reichlich unbestimmt. Viele Menschen werden nach greifbaren Vorschlägen verlangen.

Was wir unterlassen können

Da ist zunächst das Negative: das, was wir unterlassen können. Wir beschweren uns, daß alle so hasten: warum hasten wir denn mit? So barbarisch das ist, man möchte ein bekanntes Zitat umändern: „Nicht mitzuhasten, mitzurasten bin ich da.“ Man beobachte sich selbst: Warum kann man an der Straßenkreuzung nicht abwarten, bis die Verkehrsampel „grün“ zeigt? Warum muß man unbedingt noch zwischen dem vorletzten und letzten Wagen hindurchrennen? Wenn wir gefragt würden, könnten wir zu unserer Entschuldigung nicht einmal sagen, daß wir zum Dienst, zu einer Sitzung pünktlich sein müssen. Es ist einfach die innere Unrast. Wir selbst haben uns nicht in der Zucht. Diese Zucht könnten wir lernen.

Der Kampf gegen die Unrast der Zeit hat mit andern Worten ganz schlicht und einfach in unserm eigenen Herzenskämmerlein zu beginnen. Wir müssen lernen, ruhig zu werden, uns Zeit zu gönnen. Wir stehen nicht an den Hebeln des Weltgeschehens. Wir haben nicht über die Produktion zu bestimmen, noch ist es uns gegeben, Gesetze zu erlassen (wir haben nur den bescheidenen Einfluß des Wählers und Staatsbürgers): aber in unserm privaten und häuslichen Bereich ist das anders. Da haben wir mitzureden und da sollten wir mit unserem Kampf gegen die Unrast beginnen.

Als die Schwester Simplicia den heiligen Franz von Sales eines Tages fragte, wie er es denn anstellen würde, wenn er Klosterfrau wäre (die einfältige Schwester Simplicia durfte sich eine solche Frage erlauben), da antwortete der gütige Bischof schmunzelnd: „Dann würde ich die Türen schön leise zumachen.“² Wir können nicht den Gang der Welt ändern; aber wir können die Türen leise zumachen! Wir können, wenn wir unser Radio anstellen, an den Nachbarn oder die Leute über uns denken. Wir brauchen nicht zu schreien und die Tasche laut „hinzuknallen“. Der Beichtspiegel des modernen Menschen könnte in dieser Richtung noch sehr ausgebaut werden.

Wir haben noch etwas in der Hand: Wir können zu Hause bleiben. Es gibt Zeitgenossen, die hetzen von einer Veranstaltung zur andern. Sie müssen unbedingt jedes Konzert und jeden Vortrag gehört, jeden Film und jede Ope-

² *Oeuvres*, Edition d'Annecy, B. VI. S. 398, wo die ganze Szene ausführlich geschildert wird und der Heilige noch manches andere sagt. Wir glauben aber in unserm Zusammenhang seine Antwort so verkürzt geben zu dürfen.

rette gesehen haben. Wenn es Journalisten sind, müssen sie es halt — leider! Aber sind denn all diese hetzenden Zeitgenossen Journalisten? Pascal hat gesagt, und hier spüren wir, an wie tiefe Wurzeln unser Problem heranreicht: „Ich habe herausbekommen, daß alles menschliche Unglück aus einer einzigen Ursache herkommt, nämlich, daß man nicht ruhig in seinem Zimmer zu bleiben vermag“ (Pensées n. 139). Und warum können die Menschen das so schwer? Weil sie innerlich leer sind, weil sie es bei sich selbst nicht aushalten (der Pascalsche ennui). Dieses berühmte Pascalwort hat übrigens Vorgänger. Man denke an die Schärfe, mit der sich der heilige Benedikt zu Beginn seiner Regel gegen die herumschweifenden Mönche wendet, und an die Mahnung, die am Ende des Mittelalters Thomas von Kempen an die Mönche seiner Zeit richtet, die eine solche Mahnung offenbar nötig hatten: „In der Zelle wirst du finden, was du draußen oftmals verlieren wirst. Bleib in der Zelle, und sie wird dir lieb werden!“ (Nachfolge Christi I, 20).

Neben der tiefen Frage nach dem innern Frieden, dem guten Gewissen und der Fähigkeit zur Sammlung, wird hier noch eine andere ethische Frage berührt, die der Freiheit. Der heutige Mensch wird z. B. kaum ohne Zeitung, ja ohne Zeitungen und Zeitschriften auskommen. Das können wir wiederum nicht ändern, wenn anders wir „mitspielen“ wollen. Aber in unserer Hand liegt es, wie viel Zeit wir darauf verwenden. Wer für Kultur und seelische Werte eintritt, wird die Freiheit der Wahl lernen müssen. Er wird viel Zeit gewinnen, wenn er nur den einen oder andern Beitrag der Morgenzeitung liest und das andere überfliegt. Ähnlich ist es mit den Programmen der Sender, mit den Einladungen, mit den Romanen. „Haben Sie schon den neuesten Graham Greene, den neuesten Bruce Marshall, den neuesten Hemingway gelesen?“ Solche Fragen kommen aus der Hetze, sie vermehren die Hetze und die unselige Unfreiheit. Sie stärken den Aberglauben, als müsse man alles gelesen und gesehen haben. Es ist eine Tat, sich da frei zu machen und sich lachend zu bedanken. Von beruflichen Verpflichtungen abgesehen, ist das Maß unserer Lektüre unser innerer Mensch. Bis hinein in das Gebiet des christlichen Lebens, der Caritas und des Betens müssen wir uns vor der „Häresie der Aktion“ hüten, wie Pius XII. es einmal genannt hat; vor der Überschätzung des Mengenmäßigen, vor „Leistung“ und „Tempo“, da doch das Reich Gottes Stille und Friede ist und in Stille und Friede wächst wie die heimlich sprießende Saat.

Endlich haben wir es in der Hand, wie weit wir dem maßlosen Ehrgeiz nachgeben wollen, dem hemmungslosen Drang nach immer höherem Verdienst (und immer repräsentativeren Wagen), die zu der „hektischen Arbeitsbesessenheit“ führen, von der Minister Würmeling kürzlich sprach. Gerade wir Deutsche sind hier besonders anfällig. An sich ist ein hohes Arbeitsethos erfreulich, und die Arbeit wird vielen so zu einer Quelle der Freude. „Aber die Potenzierung von deutschem Arbeitsethos und der Unrast des modernen Industrialismus führt zu unerträglichen Konsequenzen“ (Angina temporis S. 10). Sie geht ja auch meistens Hand in Hand mit einer krankhaften

Überschätzung des Geldes und des höheren Lebensstandards, des „Erfolges“ und der „Geltung“. Nach Dr. K. Gauger ist gerade dieses neurotische Wunschbild auch rein ärztlich „als krankhaft und krankmachend“ nachzuweisen. „Dieses Wunschbild in seiner Verkennung von ‚wichtig‘ und ‚wesentlich‘ kennzeichnet die Massenneurose des ‚modernen‘ Menschen, der kaum eine andere Wertordnung mehr kennt als eine solche käuflicher Werte.“ Dabei habe noch nie ein Arzt einen Menschen gesehen, „der allein seines Reichtums wegen seines Lebens froh geworden sei. Eher im Gegenteil!“ Und noch kein Arzt habe einen armen und abhängigen Menschen gesehen, „der allein seiner Armut und Abhängigkeit wegen seines Lebens nicht habe froh sein können“ (ebd. S. 67f.).

Positive Möglichkeiten

Das Sich-frei-machen und Sich-heraushalten, das Nicht-mitrennen und -mithasten sind negative Maßnahmen. Es gilt, den Raum, den sie schaffen, zu füllen. Friede, Selbständigkeit, innerer Reichtum sind Werte, die positiv in uns aufgerichtet werden wollen. Mit der Gnade Gottes haben wir auch da manches in der Hand, vielleicht mehr, als unser müder Pessimismus glauben möchte.

Da ist einmal die Ordnung, die wir in unser Leben bringen können. Was der konsekrierende Bischof den Exorzisten bei ihrer Weihe zuruft, sie sollten „Herrscher im Geiste“ sein, spirituales imperatores, das gilt in etwa allen, die in Christus zu Geistmenschen berufen sind. Damit aber sind wir auch alle zur Durchordnung unseres Lebens aus dem Geist berufen. Sie ist nicht mit spießbürgerlicher Pedanterie und Bürokratie zu verwechseln, die gerade den Geist auslöschen; wohl aber wirkt sich das Dominieren des Geistes bis in die Tagesordnung aus; diese heilige, wohltätige „Ordnung“ spielt mit Recht eine große Rolle in allen altherwürdigen Mönchsregeln, zumal der des heiligen Benediktus, der nicht zuletzt dadurch ein Vater unserer abendländischen Kultur geworden ist.

Die schlichten, alten Ratschläge solcher ordnenden Weisheit: — Eines nach dem andern — Erst das Wichtige, dann das weniger Wichtige — gewinnen heute eine neue, wahrhaft not-wendende Bedeutung und erweisen sich als wohltätig. Die Ordnung rettet den Geist vor den chaotischen Zuständen bloßen Getriebenseins. Die Ordnung schafft Raum und Freiheit zur Besinnung. Sie kann mitten im überladenen Arbeitstag Wunder wirken. Ein alter Pädagoge, der 43 Jahre lang in der aufreibenden Schultätigkeit stand, bekannte, das alles habe ihn nie übermäßig angestrengt: „Ich habe immer alles verteilt.“ Die Verteilung spielt noch auf eine andere Weise eine Rolle. Es ist ungesunde Selbstüberschätzung zu meinen, man müsse z. B. als Vorgesetzter alles selbst tun. „Zur Führung gehört die Fähigkeit, Arbeit sinnvoll auf andere zu verteilen, die wiederum die Fähigkeit voraussetzt, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden“ (Angina temporis S. 19). Und das führt wieder auf die Aufgabe, qualifizierte Mitarbeiter heranzuziehen.

Hastige Vielgeschäftigkeit ist eine Zerrform wirklich konzentrierter Leistung. W. Sombart zitiert das Wort eines italienischen Kaufmanns: „Ich sah niemals einen geschäftigen Mann anders als langsam gehen.“ Die Hast ist ein schlechter Berater. Sie bringt uns nicht nur um die besten Früchte unserer Arbeit. Der Schaden wirkt sich zumal im Seelischen aus. Wieviel Weisheit steckt in der Feststellung von F. W. Faber: „Ich vermute, daß gut die Hälfte aller Lauheit von Hast und Überstürzung, von einem Mangel an Bedachtsamkeit im Angesicht Gottes kommt!“ „Lauheit“, das meint ein Versagen in der christlichen Haltung, ein langsames Abgleiten und Sich-treiben-lassen. Die Spruchweisheit der Völker bestätigt es: „Gott gab uns Zeit, von Eile hat er nichts gesagt“, lautet ein deutsches Sprichwort, und die Araber sagen noch deutlicher: „Alles Hasten ist vom Teufel; die Geruhsamkeit dagegen ist von Gott.“ Auch die Frage nach der Hast und der Gelassenheit könnte unserer Gewissenserforschung aufhelfen und uns auf wichtige Spuren vielfältigen Versagens führen.

Ordnung heißt zunächst ganz konkret: die natürliche Ordnung der Zeit, die allmählich dem Menschen des technischen Zeitalters verlorenzugehen droht. P. Hirschmann, der die Not der Führenden kennt, versichert: „Wenn man darum kämpft, läßt sich vielfach doch eine Zeiteilung durchführen, die dem Schlaf und der Nacht ihr Recht gibt.“³ In diesem Zusammenhang gewinne gerade auch für die Überbeanspruchten (was nebenbei keine üble Übersetzung für „Manager“ ist) der Sonntag eine neue Bedeutung. „Immer größer wird die Zahl derer, die ihn ‚sich nicht nehmen lassen‘“ (ebd.). Die Regelung von Tag und Nacht, von Arbeit und Entspannung, von Werktag und Sonntag, die Gestaltung von Fest und Urlaub, das alles sind wichtige praktische Aufgaben im Kampf gegen die Unrast der Zeit; und es sind zum Teil Dinge, die wir ganz neu lernen müssen.

Sie betreffen nicht nur den einzelnen als einzelnen; sie führen wie von selbst zu den Problemen der Gemeinschaft, die hier liegen, zumal dem der Familie. Das technische Zeitalter bedroht die Familie. Es wäre umgekehrt unendlich viel zur Überwindung der Hast und Heimatlosigkeit gewonnen, wenn es uns gelingt, das Familienleben zu retten und neu aufzubauen. Diesem Fragenkomplex könnte nur eine eigene Darstellung gerecht werden. Wir müssen uns hier mit einem Ausspruch begnügen, den P. Hirschmann mitteilt: „Wer keinen Spaziergang mehr machen kann und wer nicht mehr mit seinen Kindern plaudern kann, kann auch nicht mehr beten.“

Mit der Frage nach der Naturordnung hängt eng zusammen die Frage nach dem geruhsamen Essen und Trinken. „Vielleicht sind in diesem Zusammenhang auch einmal die Eßgewohnheiten der zeitnotkranken Menschen heute zu betrachten. Man braucht dabei nicht nur an die extremen Fälle, an die sogenannten Manager zu denken, die z. B. ihr Frühstück meist zu erledigen pflegen wie ein lästiges Telefongespräch. Es ist vielleicht die ärztliche Frage schon nachdenkenswert, wie viele Familien eigentlich heute noch eine so

³ Geistliche Not der Führenden in: Geist und Leben 28. Jahrg. (1955)H. 5, S. 376.

lebenswichtige Form der Gemeinschaft pflegen wie den Familientisch“ (*Angina temporis* S. 50). Wie denn überhaupt jede Pflege persönlicher, zwischenmenschlicher Beziehungen eine Hilfe darstellt gegenüber der unpersönlichen Kälte und Versachlichung des Maschinenzeitalters. Ein Wort, ein Brief, ein frohes, zweckloses Beisammensein können hier viel bedeuten.

Wir müssen ganz neu entdecken, was einfach das Dasein eines guten Menschen, mag er im übrigen alt und krank und ohne ökonomischen „Nutzwert“ sein, für eine Familie oder einen Freundeskreis bedeutet. Die Tatsache, daß ein Mensch da ist, der uns anhört, der uns berät oder tröstet, ist nicht mit Geld zu bezahlen. Es wird nie eine Maschine konstruiert werden, die das kann! Es wird nie Maschinen geben, die die Heimat, die Familie, den Freundeskreis ersetzen! Umgekehrt: der abgearbeitete und gehetzte Zeitgenosse, der nach Dienstscluß weiß, daß die Seinen auf ihn warten, ist nicht verloren.

Der Arbeiter oder der Geschäftsmann, der nach Hause kommt, findet Frau und Kinder, er findet (hoffentlich) eine stille Ecke und eine stille Stunde, und da wartet auf ihn das Buch. Das Buch ist ein unersetzlicher Bundesgenosse im Kampf gegen die Hetze und den oberflächlichen „Betrieb“. Freilich muß es ein Buch sein, das unserer Seele guttut, und wir müssen zu lesen wissen. Es gibt auch hier wieder ein Hetzen und Jagen, die Gier nach Zerstreuung und Sensation. Still müßte man sein und aufnahmebereit. „Es ist nicht das Lesen, es ist das Vertrautsein mit dem Geiste des Buches, was uns stärken und heben kann“ (J. M. Sailer). Der gehetzte Mensch wird gut tun, langsam zu lesen; er wird eine besonders schöne Seite zweimal und dreimal lesen; er wird den Finger einklemmen und ins Nachsinnen kommen. Nicht die Menge macht es, sondern der innere Gewinn. Rechtes Lesen ist ein Umgang. Es ist Vorstufe der Meditation.

Oft wird im Zusammenhang mit der Hetze und dem Lärm des Maschinenzeitalters der Rundfunk beschuldigt. Er gehört ohne Zweifel zu den Erfindungen, die in dieser Richtung mißbraucht werden können. Aber es muß immer wieder betont werden, daß die Schuld nicht an den Apparaten, sondern an den Menschen liegt, die sie unvernünftig bedienen. Der Rundfunk ist doch auch ein großartiges, segensreiches Mittel, den Abgehetzten oder Einsamen und Kranken seelisch zu erquicken und zu stärken. Denken wir nur an die großen Tonschöpfungen, die er auch Menschen zugänglich macht, die sonst keine Möglichkeiten haben, dem Konzert in Köln, München oder Paris beizuwohnen. Aber auch hier gilt, daß viele erst wieder lernen müssen zu hören und sich ganz der Klangwelt hinzugeben (man darf nicht Zeitung lesen währenddem! Das Sich-herausreden mit der „Geräuschkulisse“ ist geistig und medizinisch ein Unding).

Die gleichen Probleme kommen bei den Bildern wieder. Der Film und die Vervielfältigungstechnik haben den heutigen Menschen zu einem Augenmenschen gemacht: das Visuelle, das Bild drängt sich überall auf. Wenn es nur immer wertvolle Bilder wären! Und wenn wir sie anzuschauen verstün-

den! Die meisten sehen und sehen nicht. Wieder stehen wir hier vor einer Aufgabe. Vielleicht ist von einem Dutzend Filmen nur einer wert gesehen zu werden. Und vielleicht ist es noch besser, du bleibst zu Hause und nimmst einen Kunstband zur Hand: schaust in Ruhe Bilder an, die dir guttun, Bilder, die dich still und reich machen; einen Band altdeutscher Meister oder einen Italiener oder die Niederländer. Claudel meint, daß gerade die Intérieurs der Niederländer uns wohltäten, weil sie eine Mitte, eine Seele haben: „Welch ein Unterschied“, sagt er, „zu gewissen modernen Bildern, bei denen man spürt: wenn sie nicht durch den Rahmen zusammengehalten würden, dann explodierten sie und würden wie Limonade ins Leere verschäumen“ (Die holländische Malerei). Das soll keine grundsätzliche Ablehnung der modernen Malerei sein; Claudel selbst spricht an anderen Stellen wie z. B. im „Seidenen Schuh“ sehr viel positiver von ihr. Wir meinen nur: Wer innerlich ruhig werden will, soll Bilder wählen, von denen Beruhigung ausgeht.

Wenn man in Goethes Tagebüchern liest, in denen er sich Tag für Tag über sein Tun und Lassen Rechenschaft gegeben hat, dann stößt man nicht selten auf Wendungen wie diese: Dies und jenes „bedacht“, „durchgedacht“, „über gewisse Dinge mich so klar als möglich gemacht“. Ob sich der moderne, gehetzte Mensch dafür noch Zeit nimmt? Ein deutscher Industrieller, der sich auf einer Geschäftsreise in Indien befand, war tief beeindruckt, als ein indischer Geschäftsfreund seine Einladung mit der Begründung ablehnte: „Danke, ich habe leider keine Zeit; ich muß heute Abend nachdenken, meditieren.“ Die Frankfurter Allgemeine Zeitung, die unter dem 11. Mai 1954 diese Notiz brachte, knüpft daran den Kommentar: „Gibt es in Deutschland einen Unternehmer, einen Beamten, einen Minister, einen Syndikus, einen Parteisekretär, der das zur gängigen Münze gewordene Wort: „Leider keine Zeit heute“ mit dem Zusatz verbinden würde, weil er nachdenken müsse. Wer hat schon darüber nachgedacht, daß dieses „keine Zeit haben“ in einer Fülle von Fällen ja genau das Gegenteil beinhaltet, nämlich Zeit haben, viel Zeit sogar für einen Haufen überflüssiger Dinge und Geschwätz? Es wird bei uns viel zu viel getan und geredet, aber viel zu wenig nachgedacht.“

Wieder einmal klingt so aus östlicher Weisheit die Mahnung zur Stille an das Ohr des geschäftigen Westens und viele horchen auf, als wäre das etwas ganz Neues. Ist es nicht beschämend, in welchem Maße wir Christen das Wissen um unser eigenes Erbe verloren haben? Nachsinnen und Selbsterforschung, Schweigen und Meditation sind uralte, heilige Überlieferung christlicher Weisheit. Nicht nur im Mittelalter, sondern auch heute; nicht nur in Klöstern, sondern auch mitten im Werktag unserer schaffenden und führenden Laien. Um dies zu bezeugen und um zugleich all die Ausflüchte zu entkräften, mit denen sich unsere Oberflächlichkeit und Geschäftigkeit herausreden möchte, stehe am Schluß ein Wort, das Friedrich Dessauer in einem offenen Brief an seinen toten Freund Carl Muth gerichtet hat: „Es gibt in meinem Tageslauf eine halbe Stunde der Sammlung, der Stille. Ich ringe sie dem Tagwerk ab, sei es noch so drangvoll und laut. Ich suche das Sinnen-

hafte außen und das Flackernde innen zu bannen und dem Leisen, doch Starken, dem Gültigen mich anzuvertrauen. Du weißt es, daß wir uns da im Vorraum Gottes schweigend einander erschließen.“⁴

„Wer betet, bindet das Dorf an den Himmel“, hat jemand gesagt. Wenn wir Menschen haben, die mitten in den Anforderungen des Lebens und im Drang der Geschäfte die Kraft und die Gnade haben, Pausen des Schweigens, der Sammlung, der Meditation einzulegen, wenn sie täglich den „Vorraum Gottes“ aufsuchen, dann binden sie die fliehende Peripherie an die Mitte, dann heilen sie die Unrast der Welt im Frieden, der aus Gott strömt, der Gott selbst ist. Von hier aus wird auch verständlich, warum gerade der aktiv und führend im Leben stehende Laie nach Tagen der Einkehr, nach Exerzitien verlangt. Sie erschließen die Brunnen der Tiefe. Sie heilen uns von der Unrast der Zeit.

Zum Prozeß um das Turiner Grabtuch

Von ANTON KOCH S. J.

Kaum hatte der Beitrag „Das Grablinnen von Turin“ (im Märzheft 1952 dieser Zeitschrift) den Stand der Echtheitsfrage nach Prüfung der Gründe für und wider mit einem „Unentschieden“ beantwortet, als in kurzem Abstand zwei Schriften erschienen, die den alten Streit von neuem aufleben ließen. In der Broschüre „Das Turiner Grablinnen und die Wissenschaft“ (Ettal 1952) kam J. Blinzler zu einem völlig ablehnenden Ergebnis. W. Bulst S. J. hingegen schloß sein Buch „Das Grabtuch von Turin“ (Frankfurt/Main 1955) mit der „ehrlichen Überzeugung“, daß wir in der Reliquie das wahre Grabtuch Christi besitzen, das seinen Leichnam bis zum Ostermorgen barg.¹

Wer hat recht? Wo ist die Wahrheit? Wir versuchen — unter Verzicht auf vieles andere, was sonst noch zu sagen wäre — in einigen Hauptpunkten von einem neutralen Standpunkt aus zur Urteilsfindung beizutragen, eingedenk der Worte Blinzlers zu Beginn seiner Broschüre (S. 10): „Die Debatte um Turin wird nie zu einem Ende kommen, wenn sie nicht, frei von leidenschaftlichem Überschwang und billiger Schlagwortpolemik, ausschließlich auf der Ebene sachlicher, verantwortungsbewußter Prüfung ausgetragen wird.“

Freilich stockt man dann schon bei seinem ersten Kapitel „Das faszinierende Antlitz“. Dort wird nämlich, taktisch geschickt, sachlich nicht unbedenklich, unterstellt, daß die Verteidiger der Echtheit — Blinzler nennt sie mit Vorliebe „Propagandisten“, „Enthusiasten“ (Schlagwortpolemik?) — ziemlich samt und sonders durch den tiefen Eindruck, den das Dulderhaupt

⁴ Hochland, Oktober 1953, S. 5.

¹ Zum gleichen Ergebnis gelangt die in vielen Einzelheiten interessante Broschüre „Self-Portrait of Christ. The Holy Shroud of Turin“ (New York 1954) von *Edward A. Wuenschel*, Direktor für höhere Studien der Redemptoristen in Rom.